

ANDREA NAGELE

GRADO IM TRAUM

Ein Adria Krimi

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: stocksy.com/Mauro Grigollo
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: sourc-e GmbH
Printed in Europe 2026
ISBN 978-3-7408-2546-1
Ein Adria Krimi
Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Ich widme dieses Buch vier wunderbaren Frauen:
Jutta Beßler, Margit Weyrauch, Anja Wobak
und natürlich Alice Zuppelli, in deren Bar »Tandem«
die Geschichte ihren Anfang nimmt.
Nicht zu vergessen Coelestin Pittino, der eine
tragende Rolle im Roman spielt.

Prolog

Abdoulaye Mbaye stand mit heftig klopfendem Herzen in der Küche ihrer kleinen Wohnung.

Sie war so aufgereggt wie selten zuvor.

Bald würde er an ihrer Tür läuten.

Abdoulaye konnte es kaum mehr erwarten. Im Geiste sah sie ihn bereits eintreten und begeistert den herrlichen Geruch des schmackhaften Gerichts einatmen.

In dem gusseisernen Topf auf dem Herd köchelte das Nationalgericht Senegals vor sich hin. Unabhängig davon war »Thiéboudienne« ihre Leibspeise.

Was sonst hätte sie ihrer großen Liebe auftischen sollen?

Er mochte ebenso wie sie Fisch und Reis. Und zusätzlich verfeinerten diesen Eintopf, den sie mit Freude gekocht hatte, süße Karotten und sonnengereifte Tomaten.

Ihre Mutter und deren Schwester waren Meisterinnen im Kochen dieses Gerichts gewesen. Von ihnen hatte sie gelernt, es zuzubereiten.

»Ach, Mama, liebe Mama«, flüsterte sie traurig, »ich wollte noch so viele Stunden mit dir verbringen.«

Leider war ihr das nicht vergönnt gewesen, denn ihre Mutter war vor ein paar Monaten gestorben. Immer noch krampfte sich Abdoulayes Herz schmerzhaft zusammen, wenn sie daran dachte, es nicht mal zum Begräbnis in dem kleinen Ort in der Lombardei, in dem sie aufgewachsen war, geschafft zu haben.

Sie begann zu weinen und schnäuzte sich. Keine Träne sollte in das liebevoll zubereitete Thiéboudienne fallen.

Sie verfiel ins Grübeln. Hätte sie sich bloß mehr angestrengt. Dann wären die Fahrtkosten nach Hause kein Thema für sie gewesen. Wieder und wieder überlegte sie, was sie falsch gemacht hatte, dass sie so knapp bei Kasse war. Ihre Arbeit wurde zwar bezahlt, doch die Entlohnung richtete sich nach dem Verkauf der Ware.

Abdoulaye war bekannt dafür, mehr Ketten, Ringe und Armbänder als andere Verkäufer an den Mann zu bringen. Vielleicht lag das auch daran, dass sie an der Auswahl der Waren beteiligt war.

Zu Beginn ihrer Tätigkeit war es nicht einfach gewesen, ihre Chefs von ihrem treffsicheren Blick zu überzeugen. Der Erfolg bestätigte sie jedoch, und seither war es selbstverständlich, dass sie bei der Entscheidung, welche Schmuckstücke in den Verkauf kamen, ein Wörtchen mitzureden hatte.

Die meiste Zeit lief es wie am Schnürchen für Abdoulaye.

Dennoch strichen ihre Chefs etliche ihrer Verdienste ein und zahlten ihr nur eine vergleichsweise magere Provision.

Im Frühjahr. Im Sommer. Im Herbst. Da kam sie mit Leichtigkeit über die Runden.

Doch in der toten Jahreszeit, dem Winter, funktionierte ihr Geschäft nicht so gut.

Kaum ein Tourist interessierte sich bei Regen, Sturm, Hochwasser und manchmal gar Schneegestöber für ihren Schmuck. Es saß dann niemand draußen vor den Bars und Lokalen, wo sie üblicherweise anhielt und ihre Schmuckstücke darbot.

In viele der Gaststätten durfte sie nicht mal hinein.

In der Kälte bedeutete ihr Job harte Arbeit. Sie verdiente gerade mal ausreichend, um zu überleben. Wenn sie jeden Cent umdrehte.

Ihren Freund hatte sie kennengelernt, als er für seine Schwester eine Kette ausgesucht hatte, die er kaufen wollte.

Was hatten sie beide über seine unzulänglichen Versuche, den Preis herunterzuhandeln, gelacht.

Am Ende des Tages hatte sie neben ihm am Strand gesessen und seiner Geschichte gelauscht. Er war ein syrischer Staatsbürger, der mit seiner jüngeren Schwester vor dem Krieg geflohen war und dem es, im Unterschied zu vielen anderen Flüchtlingen, gelungen war, in Italien Fuß zu fassen.

Abdoulaye und er, sie beide, waren gebrannte Kinder mit einem schweren Schicksal, das auf ihren Schultern lastete. Doch die besondere Chemie zwischen ihnen war vom ers-

ten Augenblick an, als ihre Blicke sich über den funkelnden Schmuckstücken getroffen hatten, spürbar gewesen.

Niemals zuvor in ihrem Leben hatte Abdoulaye etwas so Wundervolles erlebt. Mit Khalid Al-Khatib konnte sie über alles reden und sich ihm vollkommen furchtlos anvertrauen.

So wusste er um ihren Kummer und auch um die zunehmend große Sorge, was die Geschäfte ihrer Chefs betraf. Sie vermutete, dass die beiden in Kriminelles verstrickt waren, möglicherweise handelten sie mit Drogen oder Waffen.

Sie hatten mehr als einmal erwogen, gemeinsam in einen anderen schönen Ort an der Adria oder im Landesinneren umzuziehen, aber dazu fehlte ihnen beiden leider das notwendige Kleingeld. Also blieben sie hier, versuchten zu sparen und malten sich eine schöne Zukunft aus.

Sie spazierte zum Esstisch und kontrollierte, wie und was sie aufgedeckt hatte. Nichts fehlte. Das polierte Besteck glänzte, die Suppenteller und Dessertschalen waren an ihrem Platz. Die Karaffe war gefüllt, und Eiswürfel kühlten das Wasser, in das sie eine Ingwerwurzel gesteckt hatte. Die Weingläser standen vor den Messerspitzen. Der Rote war bereits entkorkt. Das Licht der Kerzen im Kandelaber fiel schimmernd auf Geschirr und Tisch. Die Vorhänge zog sie auf und ließ das Fenster einen Spalt breit geöffnet, damit die mit Regen versetzte Meeresluft hereinwehen konnte. Sie warf einen prüfenden Blick auf das gegenüberliegende Hochhaus. Manchmal war da ein Mann, der sie beobachtete. Das gefiel Abdoulaye überhaupt nicht. Jetzt war es drüben dunkel, und keiner starrte zu ihr herüber.

Sie atmete erleichtert aus.

Heute war ein besonderer Abend.

Khalid und sie feierten eine Premiere in ihrer Beziehung.

Nie zuvor hatte einer von ihnen den anderen zu Hause besucht. Bisher war der Strand der Ort ihrer Treffen gewesen. Dort hatten sie nachts auf bunten Tüchern gesessen, gepicknickt und sich danach geliebt.

Das Kribbeln in Abdoulayes Bauch wurde immer stürmischer.

Glücklich rührte sie ihren Eintopf um.

Als es läutete, fuhr sie so heftig zusammen, dass knallheiße Soße vom Kochlöffel auf ihre Wangen spritzte.

Sie wischte über ihr Gesicht und lief zur Wohnungstür.
Erwartungsvoll öffnete sie.

»Hat jemand neue Ergebnisse zu vermelden?« Maddalena sah gespannt in die Runde, die sich um den Besprechungstisch in ihrem Büro versammelt hatte. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, und nur das Licht ihrer Schreibtischlampe und das des Kronleuchters an der Decke erhellten das Zimmer.

Schweigen verbunden mit Kopfschütteln war die Antwort.

Piero Zoli, ihr Assistent, starrte zuerst verlegen auf den Boden, um dann übergangslos aufzustehen. Aus seinem angrenzenden Arbeitsraum holte er die Thermoskanne mit dem in der Dienststelle berühmt gewordenen Gebräu seiner Mutter und ein paar Becher, die er still verteilte und füllte.

»Danke, Zoli«, murmelte Maddalena und nahm einen Schluck vom herrlich bitteren Espresso.

Draußen schlugen harte Regentropfen gegen das Fenster, und die Bora wirbelte den Sand vom gegenüberliegenden Strand durch die Luft.

»Sauwetter«, murrte Rita Beltrame, und Arturo Fanetti stimmte nickend zu.

Nur Guido Lippi bemühte sich wie sonst auch, etwas Sinnvolles zum Besten zu geben – oder was er dafür hielt. »Also, gestern Abend war ich mit Rita im Dienstwagen in der Pineta unterwegs, und da sahen wir einen Typen umherschleichen, der uns beiden ziemlich verdächtig vorkam. Wir stiegen aus und folgten ihm unauffällig. Selbstverständlich«, fügte er bedeutungsvoll hinzu, »in entsprechender Entfernung.«

Rita verdrehte die Augen. »Guido umschlang mich plötzlich wie ein Krake, um den Eindruck zu erwecken, wir seien ein Pärchen. Ein Glück, dass er mich nicht abgeküsst hat. Das fehlte noch. Brr«, machte sie und schüttelte sich.

Maddalena unterdrückte ein Grinsen und dachte, dass Stella, Guidos Ehefrau, das sicher nicht gefallen würde.

»Es war doch eindeutig nur zur Tarnung. Jetzt hab dich

mal nicht so, Beltrame. Ich hätte dich niemals geküsst. Was für eine Unterstellung. Jeder weiß doch, wie sehr ich meine Stella liebe«, erklärte Lippi empört.

Arturo Fanetti setzte sein typisches faunisches Lächeln auf und blinzelte Maddalena verschwörerisch zu.

»Wir waren uns einig, hinter einem zwielichtigen Kerl her gewesen zu sein«, fuhr Beltrame, nun wieder eine Spur gelassener, fort. »Da gebe ich Guido schon recht. Aber unsere Zielperson zwängte sich bloß zwischen den geparkten Fahrzeugen durch und ging weiter. Der Mann tat nicht, was wir vermuteten. Kurz darauf traf er sich vorne an der Mole mit einer jungen Frau. Als wir die beiden um ihre Papiere baten, stellte sich heraus, dass es sich um Geschwister handelte, die wegen ihrer pflegebedürftigen Mutter einiges ohne deren Beisein zu besprechen hatten.«

»Also wieder nichts«, bemerkte Zoli enttäuscht.

Die Tür zu Maddalenas Büro schwang auf, und Comandante Achille Scaramuzza, ihr Vorgesetzter, füllte breitbeinig den Rahmen aus. Wie aus einem anderen, düsteren Zeitalter, fand Maddalena.

»Na, Sie sind mir ja eine müde Truppe«, stellte der Comandante mit dröhnender Stimme fest. »Hier herumzusitzen und behaglich den Kaffee von Zolis werter Mutter zu schlürfen. Was hast du«, er stockte, »haben Sie zu berichten, Commissaria?«

Jeder im Team wusste natürlich, dass er nicht nur ihrer aller oberster Chef, sondern auch Maddalenas Stiefvater war, was in der Vergangenheit schon zu einigen Unannehmlichkeiten geführt hatte.

Maddalena stand auf und reichte Zoli den letzten leeren Becher, in den dieser unmittelbar den Rest des verbliebenen Espressos goss.

Sie hielt den Becher Scaramuzza hin. »Comandante?«

»Danke nein, denn nach einem lauschigen Plauderstündchen steht mir jetzt nicht der Sinn. Vielmehr warte ich auf die entsprechenden Ergebnisse. Und zwar schon viel zu lange.

Die Presse ist unruhig, bedrängt mich quasi stündlich, und die Einwohner der Insel sind zunehmend verunsichert.«

Maddalena fühlte sich, als würde sie im trüben, schlackigen Wasser eines von wuchernden Schlingpflanzen durchwachsenen Teiches waten. Eine unsinnige Assoziation, da hier am Meer von zähem Morast keine Rede sein konnte. Allenfalls der vom Sturm angespülte Seetang behinderte ein zügiges Voranschreiten im flachen Wasser am Meeressaum.

»Wir besprechen gerade unser weiteres Vorgehen. Anselmo De Luca und Corrado Esposito, die uns im Frühjahr frisch von der Polizeiakademie geschickt wurden, sind draußen unterwegs. Die beiden machen sich gar nicht mal so schlecht«, erklärte Guido. Er konnte einfach nicht anders, als im voraus-eilenden Gehorsam dem Alten die von ihm als notwendig erachtete Meldung zu erstatten.

Maddalena ärgerte sich schon lange nicht mehr darüber.

Ungeachtet dessen wurde sie, was den Kollegen Lippi anging, immer noch von zwiespältigen Gefühlen geplagt. Zwar war ihr einstiger Widersacher in einer schweren Situation, dem wohl dunkelsten Tag in ihrem bisherigen Leben, an ihrer Seite gewesen und hatte sie vor einer Wahnsinnstat bewahrt, andererseits eiferte er stets um die Vorherrschaft unter den Kollegen und wollte nach wie vor nichts lieber, als ihren Posten zu übernehmen, davon war sie überzeugt. Dennoch schätzte sie ihn. Er und Stella, die mit der Zeit eine ihrer engsten Vertrauten geworden war, hatten zudem die Tochter ihrer besten Freundin Bibiana adoptiert, da Fabrizio, Simones Vater, nach Bibianas überraschendem Tod völlig zusammengebrochen war und erst einmal lernen musste, sich um sich selbst zu kümmern.

»Comandante«, sagte sie förmlich, ohne auf Lippis Einlassung einzugehen, und sah Scaramuzza direkt an. »Der Gesuchte ist vermutlich nicht von hier. Er reist an, verrichtet seinen Schaden und haut wieder ab. Davon gehen wir im Moment aus.«

Sie und ihr Team waren derzeit einem vandalierenden Verbrecher auf der Spur, der die Bewohner der Sonneninsel,

speziell jene des Stadtteils Pineta, des Nachts in Angst und Schrecken versetzte.

In den vergangenen Tagen hatte der Unbekannte an über hundert Fahrzeugen knapp zweihundert Reifen aufgestochen und Bleche zerkratzt. Er machte weder vor Autos noch vor Motor- oder Fahrrädern halt.

Warum auch immer.

Diese Frage galt es, neben dem Überführen und Dingfestmachen des Täters, zu klären.

Zeugen gab es nicht. Der Ganove ging sehr umsichtig vor und mied von Überwachungskameras geschützte Bereiche, daher gab es nur vereinzelt unscharfe Bilder vom »Reifenschlitzer«, wie sie ihn im Team nannten.

Das wenige, was sie inzwischen über ihn wussten, war, dass sie es mit einer männlichen Einzelperson zu tun hatten. Dass es sich bei dem Übeltäter um keinen Einheimischen handelte, war eher eine hoffnungsvolle Vermutung als ein gesicherter Fakt. Im Grunde war es sogar eher unwahrscheinlich, dass der Typ anderswoher kam, überlegte Maddalena, denn dann wäre sein Auto sicherlich jemandem aus der eingeschworenen Gesellschaft in der Pineta aufgefallen. Außer er benützte ein öffentliches Verkehrsmittel. Einer mehr oder weniger wäre da kaum bemerkt worden.

»Klingt plausibel«, stimmte Scaramuzza ihr zu ihrer Überraschung unumwunden zu, »wenn auch etwas vorschnell entschieden. Warum sollte sich der Reifenschlitzer die Mühe machen, jede Nacht über den Damm, über die Lagune oder aus Richtung Fossalón hier anzutanzeln, um sich an den Fahrzeugen unserer Bewohner abzureagieren, wenn es doch viel einfacher für jemanden wäre, der von hier stammt und nur vor die eigene Haustür treten muss?«

Maddalena sah auf.

Natürlich hatte der Alte recht.

»Das überprüfen wir«, erwiderte sie mit fester Stimme und ließ keine Verstimmung aufkommen. Sie hatte inzwischen gelernt, die oft harsch vorgebrachte Kritik des Comandante an-

zunehmen und nicht sofort auf Konfrontationskurs zu gehen. Ihre Psychotherapeutin Laura Lutto hatte ihr diesbezüglich einiges an Techniken vermittelt.

»Davon gehe ich aus, auch wenn ich Ihrer Überlegung, dass der Kerl nicht von hier stammt, natürlich einiges abgewinnen kann. Wer will schon so ein schwarzes Schaf in seiner Herde?«, äußerte er wohlwollend und klopfte zufrieden auf das Holz des Türrahmens. »Hat sich unsere dritte neue Kollegin denn inzwischen gut eingelebt?«, erkundigte er sich und warf Gina Biasut einen für seine Verhältnisse überaus freundlichen Blick zu.

Bevor Maddalena etwas erwidern konnte, ergriff abermals Lippi das Wort. »Gina ist fast schon eine von uns. Wir alle sind froh, sie im Team zu haben. Sie ist eine wahre Bereicherung.«

Maddalena verbiss sich einen Kommentar. Sie musterte die neue Kollegin, die erst vor wenigen Wochen zu ihnen gestoßen war. Gina Biasut sah aus wie ein Filmstar und war sich dessen bewusst. Die langen blonden Haare trug sie offen. Ihr schön geschwungener Mund schien sich stets zu einem Lächeln zu kräuseln. Jetzt warf sie dem Comandante unter ihren gebogenen Wimpern einen verschmitzten Blick aus ihren meerblauen Augen zu.

»Ich kann mich nicht beklagen. Besser könnte es für mich nicht laufen«, säuselte sie.

Das trifft es auf den Punkt, dachte Maddalena, die einige Ressentiments, wenn nicht gar Vorurteile Biasut gegenüber hegte. Die »Blondine«, wie Maddalena sie im Stillen abwertend nannte, war die Nichte des Bürgermeisters und vermutlich nicht von ungefähr zwanzig Mitbewerbern vorgezogen worden. Angeblich wegen der Frauenquote, wie Achille Scaramuzza, ein Freund des Bürgermeisters, beharrlich betonte.

»Gut. So soll es sein«, beschied ihr der Comandante und richtete den Blick wieder auf Maddalena. »Machen Sie weiter, aber mit etwas mehr Schwung. Das versteht sich von selbst. Nicht wahr?«

Ohne eine Reaktion abzuwarten, verließ er den Raum.

Maddalenas Team geriet in Bewegung. Die Kollegen setzten sich auf, atmeten durch und streckten ihre Glieder. Die Erleichterung ob Scaramuzzas wohlwollenden letzten Worten war allen deutlich anzumerken und spiegelte auch die neue Zuversicht, die sie erfasste.

Zuerst rügen, dann loben, dachte Maddalena amüsiert, eine Strategie wie aus dem Lehrbuch für despotische Führungskräfte. Zumindest an Scaramuzzas guten Tagen. Denn der Comandante konnte auch anders, wie sie alle wussten.

Ein zaghaftes Klopfen ertönte, und die beiden Neuen, Anselmo De Luca und Corrado Esposito, betraten schüchtern Maddalenas Büro.

Ihre Gesichter drückten Betrübtheit aus.

»Wir haben uns hinter gefühlt jeder Zypresse und Pinie versteckt, um dem Täter aufzulauern.« Corrado Esposito wischte sich den mit Regentropfen vermischten Schweiß von seiner Stirn. »Jedoch ohne Erfolg. Bei dem Wetter hat er wohl entschieden, zu Hause zu bleiben.«

Anselmo De Luca war von oben bis unten klitschnass, anscheinend hatte er sich länger als sein Partner im Freien herumgetrieben und nicht den Schutz der Bäume und Sträucher gesucht.

»Degrassi«, dröhnte Scaramuzza, der hinter den beiden Neuen abermals hereinpolterte, »was sind das hier neuerdings für Sitten? Kaum schaue ich Ihnen mal nicht auf die Finger, werden Weicheier gekocht. Hätten Sie den beiden Neuen denn nicht einen unserer erfahrenen Kollegen zuteilen können?« Er warf einen erbosten Blick in die Runde.

Nun denn, alter Mann, jetzt haben wir dich wieder, so cholerisch und ungerecht wie eh und je, dachte Maddalena sarkastisch.

Das eben war nur die Ruhe vor dem Sturm gewesen.

Rita Beltrame ergriff couragiert das Wort. »Die beiden Greenhorns müssen auch selbstständig ermitteln lernen und ihre eigenen Erfahrungen machen. Wenn ständig einer von

uns dabei ist, funktioniert das nicht.« Sie klang atemlos, und auf ihren Wangen prangten hektische rote Flecken.

Maddalena bewunderte sie. Kaum einer aus der Truppe wagte es, Scaramuzza die Stirn zu bieten.

Auch die anderen wirkten erstaunt über Ritas Widerworte.

Doch der Comandante konterte nicht, wie sie alle es erwartet hätten.

»Aus Ihnen spricht fürwahr die Tochter unseres besten Arztes auf der Insel«, lobte er Beltrame großzügig. »Der Mann ist mutig und lässt sich von niemandem so leicht einschüchtern. Als Protokollführer unseres Vereins gegen Gewalt in der Familie setzt er sich nachdrücklich dafür ein, ohne Zögern zu handeln. Weiter so, und ich garantiere Ihnen eine großartige Zukunft.«

Rita Beltrames Wangen röteten sich noch mehr, und sie senkte befangen den Kopf.

Maddalena freute sich über ihre engagierte Wortmeldung, da sich die Kollegin ihr und vor allem dem Comandante gegenüber sonst stets ruhig, wenn nicht gar devot verhielt.

Die beiden Neuen, die sich nun ihrer nassen Jacken entledigten, waren noch nicht so genau im Bilde, was die Gruppendynamik ihrer Arbeitsstelle betraf. Sie lächelten freundlich, wohl um sich keine überflüssigen Feinde zu machen, vermutete Maddalena.

»Bei Tageslicht treibt der durchgeknallte Kerl sich ohnehin nicht herum«, meinte Piero Zoli, dem sonst meistens die Worte fehlten, tröstend. »Der Typ schleicht nur nachts von Reifen zu Reifen.«

»Erstaunlich, allemal, Degrassi. Wirklich«, hakte Scaramuzza scharf nach. »Warum sind die beiden Kollegen dann überhaupt unterwegs gewesen? Wo sich ›der durchgeknallte Kerl‹ doch laut dem Kollegen Zoli bei Tageslicht ohnehin nicht herumtreibt?« Er funkelte böse in die Runde. Sogar seine Gunst Beltrame gegenüber war wie weggewischt.

Unbehagen machte sich breit.

»Tatsächlich hat der Reifenschlitzer meines Wissens noch

nie bei Tageslicht zugeschlagen. Erklären Sie mir bitte Ihren sicher wohldurchdachten Plan hinter diesem sinnlosen Vorgehen, meine verehrte Commissaria Degrassi.«

Maddalena würgte die Spucke, die sich während seiner höhnischen Tirade in ihrem Mund gesammelt hatte, nach einem Räuspern hinunter und ärgerte sich gleichzeitig darüber, dass sie sich von Scaramuzza angegriffen fühlte.

Natürlich hatte der Chef ein Recht darauf, zu erfahren, wie sie die Sache handhabte. Sie musste endlich lernen, seine Kritik nicht so unmittelbar an sich heranzulassen. Denn sie überlegte stets gewissenhaft und genau, was und warum sie etwas anordnete.

Als sie nach wenigen Sekunden antwortete, klang ihre Stimme unterkühlt. »Comandante, weil die neuen Kollegen hier noch unbekannt sind, fallen sie in Zivilkleidung keinem so schnell auf und können sich tagsüber zunächst mal ein Bild von der Lage machen.«

»Ha!«, rief der Comandante vergnügt und rieb sich die Hände. »Überführt. Niemand in Grado soll diese Burschen kennen? Habe ich Sie da wirklich richtig verstanden, werte Kollegin? Waren die beiden nicht schon vor ein paar Monaten im Glücksspiel-Fall tätig?«

Ertappt.

Maddalena schluckte hart. Damals, im Frühjahr, waren die beiden Polizisten an der Befragung der Hausbewohner und der Suche nach Zeugen beteiligt gewesen. »Ja. Natürlich. Doch das war in einem anderen Stadtteil. Die Colmata auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals ist von der Pineta fünf Kilometer weit entfernt, und dort leben ganz andere Leute. Ich spreche von den Einheimischen«, redete sie sich ungewollt in Widersprüche hinein. Wenn der Reifenschlitzer tatsächlich jemand von außerhalb war, hätte sie die Neuen nicht in Zivil in die Pineta schicken müssen, denn angesichts uniformierter Ordnungshüter würden sich die Einheimischen vermutlich sogar sicherer fühlen. Ein Fremder konnte die Burschen aber nicht so leicht als Polizisten einordnen, besänftigte sie sich selbst.

Scaramuzza bedachte sie mit einem stechenden Blick.
»Manchmal ...«, hob er grimmig an, sah dann geflissentlich an ihr vorbei und verstummte.

Maddalena folgte seinem Blick.

Auf dem Schreibtisch stand ein hübsch gerahmtes Bild ihrer Mutter.

Die dicken Lippen des Comandante verzogen sich zu einem breiten Lächeln. Anscheinend verzichtete er seiner Liebsten zum Gefallen darauf, Maddalena weiter die Leviten zu lesen.

»Ich gebe Ihnen unumwunden recht, Comandante. Womöglich sind die beiden im Frühjahr nicht unbemerkt geblieben. Doch wir überlegten, aus Mangel an Hinweisen aus der Bevölkerung jeden Verfügbaren einzusetzen, und zwar quasi rund um die Uhr, um ihn auf frischer Tat zu ertappen und dieser Idiotie ein Ende zu bereiten.«

Schon wieder diese Verteidigungshaltung, ermahnte sich Maddalena. Wie viele Übungen musste sie wohl noch absolvieren, um ihrem Chef mit starken Worten zu begegnen?

»Commissaria, die Presse frisst uns auf, wenn wir den Reifenschlitzer nicht bald dingfest machen. Das ist doch sonnenklar.«

»Wir tun, was wir können, Comandante«, antwortete sie fest.

Achille Scaramuzza entgegnete darauf nichts und verließ, leise vor sich hin schimpfend, ihr Büro.

»Wir machen trotzdem so weiter«, entschied Maddalena.
»Natürlich ist etwas dran an der Kritik des Chefs. Dennoch, hat jemand von euch eine bessere Idee, wie es uns gelingen kann, den Reifenschlitzer zu überführen, als in der Pineta präsent zu sein? Falls ja, bin ich wirklich ganz Ohr.«

Sie ertete Kopfschütteln und ratlose Blicke.

»Na, eins ist jedenfalls klar, wenn der Typ eine unserer Karren erwischt, egal, ob die private oder den Dienstwagen, drehe ich ihm persönlich den Hals um«, gab Lippi lautstark zum Besten.

Es wurde verhalten gelacht.

Maddalena öffnete das Fenster und ließ die frische Meeresbrise ins Büro. Sie atmete durch und drehte sich dann wieder zu ihrem Team um.

»Dann lasst uns den Reifenschlitzer schleunigst finden, damit Guido seine Energie anderweitig einsetzen kann. Sonst richtet sich sein Zorn womöglich irgendwann gegen einen von uns, weil wir den üblen Burschen noch immer nicht geschnappt haben«, erklärte sie ironisch.

Fanetti lächelte spitzbübisch, und Maddalena schloss den liebenswerten Kollegen noch ein wenig mehr in ihr Herz.

Mitten auf der Colmata, etwas abseits der Touristenpfade, befand sich die Bar »Tandem«, Felix Bischofsbergers momentanes Lieblingscafé. Im Sommer war das davorliegende Gastgärtchen umgeben von grünen Judasbäumen, die durch ihr dichtes Blattwerk reichlich Schatten spendeten, im Winter bildeten ihre nackten Äste ein schützendes Dach. Außerdem lag die Bar zwischen zwei Straßenzügen, wodurch ein erfrischender Wind vom nahen Meer herüberwehen konnte. Hier trafen sich in erster Linie die Einheimischen zu einem Schwatz. Außer ihm verirrte sich kaum ein Fremder an diesen idyllischen Ort.

Felix saß benommen an einem der kleinen Tische im Freien. Wegen des anhaltenden Regens hatte er unter einem riesigen Schirm Schutz gesucht, vor ihm stand eine halb leere Flasche des guten roten Hausweins. Schwankend erhob er sich, denn die unangenehm kühle Bora und der immer heftiger werdende Niederschlag trieben ihn vom Gärtchen weg, hin zum Haus, auf die überdachte Terrasse.

Es war schon spät, kurz vor Dienstschluss, doch immer noch kamen die unterschiedlichen Stammgäste, um sich einen Absacker zu genehmigen.

Felix gehörte bereits zum Inventar der Bar, so wie ein anderer Österreicher mit dem interessanten Namen Coelestin, abgekürzt Ce, der hier gern eine Brioche mit Cappuccino frühstückte. Da beide die italienische Sprache ziemlich gut beherrschten, behandelte man sie auch nicht als Außenseiter. Coelestin war zudem Halbtaliener. Ihn hatte er nun schon einige Tage nicht mehr gesehen, was Felix schade fand, denn sie verstanden sich gut und leerten gern ein paar Gläschen miteinander.

Die Bar gehörte zwei Schwestern, Manuela, eine ihrer Freundinnen, unterstützte sie im Angestelltenverhältnis, und dann gab es noch Romy, eine hilfsbereite Tante, die den

Schwestern unter die Arme griff, wo es nur ging. Mit Hingabe pflegte und goss sie die vielen bunten Kräuter, die in Tontöpfen an der Mauer und den Säulen befestigt waren und den Cocktails den passenden Geschmack verliehen.

Wie jeder wusste, war das Romys Lieblingsbeschäftigung.

Aldo, ein alter Kunde, war aus der Bar nicht mehr wegdenken, auch er fungierte seit Jahren mehr oder weniger als guter Geist und tatkräftiger Mitarbeiter des Frauenteam. Vom Müllwegschaffen bis zum Großeinkauf war er sich für keine Arbeit zu schade. Er packte an, wo es nötig war. Da Aldo lange Zeit in München gearbeitet hatte, sprach er um einiges besser Deutsch als Felix Italienisch. Oft setzte er sich zu Felix und unterhielt sich mit ihm über alles Mögliche.

Gerade war Aldo aber nicht da, und Felix befand sich ohnehin schon in einem Zustand, in dem ihm eine Unterhaltung ernsthafte Schwierigkeiten bereitet hätte. So betrunken wie an diesem Abend war er selten gewesen.

Vielleicht lag das am launischen Wetter, das zwischen Regen, Wind und Sonne schwankte, überlegte er auf der Suche nach einer Entschuldigung für sein ausuferndes Verhalten.

Rund um ihn herum saßen die »üblichen Verdächtigen«, wie er die anderen Gäste still nannte. Keinen kannte er wirklich, aber er sah sie so häufig, dass er sich einbildete, sie seien ein Teil seines Freundeskreises. Man grüßte sich gegenseitig, nickte und prostete einander freundlich zu, hin und wieder wurden sogar ein paar belanglose Sätze ausgetauscht.

Mit ausgestreckten Beinen lümmelte er jetzt im Schutz der Arkaden auf einer der mit Stoff überzogenen Bänke. Seinen schmerzenden Rücken stützte er mit drei Kissen ab. Als die Kellnerin auftauchte – es war weder die Tante noch eine der Schwestern, sondern Manuela, deren Freundin –, hatte er die Karaffe mit dem Wein vollends geleert und orderte Grappa.

»Ich weiß, es schmälert unseren Umsatz, doch ich finde, du hast eindeutig genug. Du hast es zwar nicht weit bis nach Hause, aber in deiner Verfassung«, sie verstummte kurz,

»würde ich davon abraten, etwas Hochprozentiges zu trinken. Was ist, wenn du auf die Straße torkelst und ein Auto dich erfasst?«

Felix starrte das hübsche Ding mit den schwarzen Locken an und wunderte sich, warum sie plötzlich einen Zwilling zu haben schien. Hoppla. Sogar ihm war trotz seines benebelten Zustands bewusst, dass der Alkohol ihm dieses idiotische Doppelbild vorgaukelte. Natürlich hatte Manuela keinen Zwilling.

»Du ... meinst es nur ... gut. Nicht böse ... sein, aber ... einen ordentlich Scharfen bräuchte ich trotzdem dringend«, brachte er stammelnd hervor und fokussierte seinen Blick auf eine der beiden sommersprossigen Kellnerinnen. Er hoffte, dass es die richtige war.

Beide Manuelas schüttelten gleichzeitig widerstrebend den Kopf. »Nun gut, den einen Grappa bringe ich, aber danach gibt es nichts mehr. Außerdem sperre ich ohnehin gleich zu.«

Felix lehnte sich zurück, verschränkte umständlich seine Arme vor der Brust und fühlte sich erbärmlich.

Was war bloß aus dem aufstrebenden Finanzbuchhalter von einst geworden, der einen sicheren Arbeitsplatz bei einer der angesehensten Versicherungen gehabt hatte? Ein mieser Säufer, dem der moralische Kompass abhandengekommen war. Einer, der seinen Horizont nicht mehr wiederfand, sosehr er sich auch bemühte.

Aber strengte er sich denn überhaupt richtig an?

Nein, gestand er sich, ausnahmsweise einmal ehrlich, ein.

Das alles, sein gesamtes Leben, war ihm entschieden zu beschwerlich geworden.

Der Alkohol entspannte ihn, so viel stand fest, auch wenn er ihm zunehmend seine Sinne und die klaren Gedanken raubte.

Das einzig Gute in seinem Dasein war, dass er sich mit der Abfindung, die er von der Versicherungsgesellschaft erhalten hatte, eine kleine Wohnung in Grado hatte kaufen können, in der er seither mehr oder weniger schlecht seine Tage und

Nächte verbrachte, sofern er sich auf keiner Kneipentour befand.

Felix versuchte sich zu erheben, da er pinkeln musste. Es gelang ihm gerade eben so, aufzustehen, indem er sich an der Tischkante abstützte. Ins Innere des Lokals taumelte er mehr, als dass er ging.

Sobald er die Tür der Toilette verriegelt hatte, setzte er sich hin.

»Verdammt«, entfuhr es ihm, als er bemerkte, dass er in seinem Suff vergessen hatte, die Jeans herunterzuziehen.

Mit letzter Kraft hielt er den Harndrang zurück und klatschte seinen nackten Hintern erneut auf die Klobrille.

Mann, tut das gut, dachte er, als sich seine Muskeln entspannten und der Urin zu fließen begann.

Er wunderte sich, wie viel Flüssigkeit aus ihm herauslief. Bei der Menge an Getränken, die er intus hatte, war das allerdings kein Wunder, erkannte er betroffen.

Das Abwischen und das Betätigen der Spülung strich er ebenso aus seinem Repertoire, wie seine Hände zu reinigen. Es war schon strapaziös genug, sicher zurück zu seinem Platz zu gelangen. Er stieß sich an der Mauer und stolperte über die letzte Stufe. Gerade noch gelang es ihm, sich aufzufangen.

Erleichtert sank er abermals auf die mit Kissen gepolsterte Bank.

Im nächsten Moment standen die dunkelhaarigen Zwillingsschwestern erneut vor ihm, und als er seine Augen eng zusammenkniff, verschmolzen sie zu einer einzigen attraktiven Person, die ihm den bestellten Drink reichte.

»Du brauchst das offensichtlich, und weil ich heute meinen großzügigen Tag habe, spendiere ich dir sogar einen Doppelten. Aber danach, *Felice*, ab mit dir nach Hause. Verstanden?«

»Felice« klang süß.

Das gefiel ihm.

Nicht nur sie nannte ihn so, nach der Wortbedeutung seines Namens: »der Glückliche«, der er im Grunde nicht war, sondern auch manch anderer Insulaner.

»Merci ... merci«, brachte er brummend hervor und korrigierte sich hastig, da er sogar in seinem Dusel den Fehler bemerkte. »Grazie mille, cara mia ... Grazie.«

Er war nun mal in Italien und nicht in Frankreich wie etliche Male zuvor. In seinem früheren Leben.

Angeschlagen und völlig berauscht ließ Felix sich wieder ins Polster zurückfallen und wummerte mit dem Kopf gegen die Mauer.

»Autsch!«

Als der Schmerz nachließ, versank er geradezu in den weichen Kissen der Bank.

Willst du hier schlafen, stichelte sein müdes Gehirn provokant.

Nein, ich möchte in mein eigenes Bett, erwiderte ein anderer Teil seiner selbst, ließ jedoch keine Taten folgen.

Auf einmal schreckte er unsanft aus seinem Dämmerzustand hoch.

Was war denn da los?

»Diese verdammte Pute bringe ich um. Die stellt mir eindeutig zu viele Fragen und quatscht ohne Sinn und Verstand über Dinge, die sie nichts angehen. Ihr dämliches Gelaber kann keiner ertragen. Sie zerstört uns noch das Geschäft durch ihre haltlose Neugier. Ich hab genug, ich mache sie kalt, sie hat nichts anderes verdient.«

Träumte Felix, hatte er sich diese Sätze eingebildet oder sie wirklich gehört?

Mühsam richtete er sich auf und spitzte die Ohren.

Sein Rücken und sein Kopf schmerzten, er hatte Schwierigkeiten, sich zu orientieren.

»Fuck L5!«, schimpfte er gedämpft auf seinen Wirbel im unteren Rückenbereich, dessen Bandscheibe ihm regelmäßig Probleme bereitete.

»Alter, ich gebe dir da völlig recht«, hörte er nun eine andere Stimme sagen. »Ihre Geschwätzigkeit richtet sich zweifellos gegen uns, sie will uns aushorchen. Und das muss unterbunden werden. Wenn wir Pech haben, erzählt sie ihrem neuen

Macker noch irgendwelchen Blödsinn und bringt uns dadurch in Gefahr. Wollen wir das? Nein.«

Obwohl Felix kaum bei Sinnen war, prägten sich die folgenden Worte wie ein Brandzeichen in sein Hirn ein.

»Dann sollten wir diese schamlose, niederträchtige Schnepfe ziemlich schnell und für alle Zeiten aus dem Weg räumen«, forderte der erste Mann.

»Allerdings. Aber bitte planvoll und mit Bedacht«, wandte der zweite ein. »Es darf nicht auf uns zurückfallen.«

»Klare Sache. Fragt sich nur, wie wir es anstellen sollen und wann.«

»Es wird sich schon ein entsprechender Zeitpunkt und die richtige Methode dafür finden. Solche treulosen Menschen gehören bestraft. Das hat sie sich selbst zuzuschreiben.«

Ein wahrer Alptraum, dachte Felix und versuchte, seinen Blick auf die beiden Gestalten zu fokussieren. Sie saßen ebenfalls unter den Arkaden, in seiner Nähe, hatten halb volle Biergläser vor sich stehen und pafften Zigarren. Einer der beiden war durch die umrankte Säule fast verdeckt, das Gesicht des anderen zierte ein Vollbart. Der kräftige Rauch ihrer Zigarren kräuselte sich in der Luft zu ineinander verschlungenen Ringen und zog dann unweigerlich in seine Richtung. Das war eines der Phänomene, die er einfach nicht verstand. Egal, wo er sich befand, egal, wo einer schmauchte, immer bekam er den Schwall ab. Er musste wohl so etwas wie ein Magnet für Rauchschwaden sein.

Felix vermochte nicht, das Kichern zu unterdrücken, das in ihm hochstieg und seinen wirren, konfuse Gedanken geschuldet war.

Denn wäre er wirklich ein Magnet, dann würde sein innerer Kompass wohl besser funktionieren.

Durch sein gackerndes Geräusch auf ihn aufmerksam geworden, wandten sich die Männer ihm zu.

Hastig nahm Felix einen Schluck von seinem Doppelten und stierte in die klare Flüssigkeit.

»Hat der Typ uns belauscht?«

»Der ist total besoffen und hat mit sich selbst genug zu tun, dem pfeift sein Tinnitus wahrscheinlich alle anderen Töne weg.«

»Woher weißt du, dass der schmuddelige Säufer was an den Ohren hat?« Die Frage klang bewundernd.

Einer der beiden stand in der Rangordnung unverkennbar höher als sein Kompagnon.

»Haben diese Fritzen doch alle. Stand vor ein paar Wochen in der Zeitung. Wichtige Informationen merke ich mir. So bin ich nun mal. Außerdem hat er gerade mit offenem Mund zu schnarchen begonnen. Hörst du das? Ekelig. Der Typ erstickt vermutlich demnächst im Schlaf an seinem Erbrochenen.«

Felix tat nur so, als würde er pennen. Schwerhörig war er nicht, wenn auch so hinüber, dass er die Realität von seiner Einbildung nicht mehr unterscheiden konnte.

Waren das überhaupt echte Männer, die da kaltblütig einen Mord planten? Oder narnten ihn die Schreckgespenster seiner überreizten Phantasie?

»Jetzt ist aber unwiderruflich Schluss mit lustig«, hörte er eine helle, aber resolute Stimme sagen. »Ihr bekommt nichts mehr. Zahlen.«

Entschlossen kassierte Manuela am Nebentisch ab, und er wagte einen schrägen Blick dorthin. Da saßen wirklich zwei kräftige Typen, die ihr Bier eilig hinunterstürzten.

Verwirrt schloss er die Augen und drehte den Kopf weg.

»Felice«, schimpfte die Kellnerin, »das gilt auch für dich. Geh nach Hause, schlaf deinen Rausch aus. Und trink vorher einen Liter Wasser.«

Er wartete, bis sie an seiner Schulter rüttelte, rappelte sich hoch und nahm dankbar Manuelas hilfreiche Hand an.

Sie führte ihn die Stufen zum Vorgarten hinunter und lotste ihn durch den Nieselregen zur Gasse hinter der Bar. Dort blieb Felix so ruckartig stehen, dass er fast gestürzt wäre, hätte Manuela nicht geistesgegenwärtig seinen Arm gepackt und ihn gestützt.

»Also wirklich! Du kannst ja nicht mal mehr richtig stehen«,

rügte sie ihn. »Lehne dich kurz an die Hausmauer, sonst kippst du mir noch aus den Pantoffeln.«

Pantoffeln?

Das hatte Felix verstanden. Vorsichtig sah er an sich hinab und atmete auf. Er trug dunkelbraune Sneaker.

»Hast ... du mitbekommen, worüber die beiden trüben Tassen ... am Nebentisch geredet haben?«, nuschelte er.

»Dafür fehlt mir entschieden die Zeit. Ich habe sie nicht mal angesehen.«

»Die Biertrinker waren also doch ... echt? Ich habe sie mir nicht bloß ... eingebildet? Kennst du diese ... diese ... die beiden Männer?«, brachte er undeutlich hervor.

»Nicht dass ich wüsste. Warum interessiert dich das?«

»Weil ... weil das ... Kriminelle sind.«

»Ach was, das bildest du dir in deinem Suff bloß ein. Irgendwelche Urlauber waren das.«

»Schien mir ... nicht so. Die waren ... noch nie hier in eurer Bar?«

»Wie willst du wissen, wer wann da war? Bist ja nicht allmächtig. Vor allem in deinem Zustand. Außerdem spricht doch genau das dafür, dass es Urlauber sind. Der Alkohol bringt dich ganz durcheinander.«

Wieder schüttelten zwei sommersprossige Gesichter den Kopf, und Felix war froh, die raue Hausmauer in seinem Rücken zu spüren. So verlor er nicht wieder den Halt.

»Felice«, brauste Manuela auf, »wenn du das mit dem Alkohol weiter in dem Ausmaß durchziehst, erlebst du das nächste Jahr nicht mehr. Und bei uns bekommst du demnächst Hausverbot, wenn das nicht besser wird. Du kannst unsere Gäste doch nicht einfach als Gangster bezeichnen. Da hört aber wirklich jegliche Freundschaft auf. Und jetzt ab mit dir in die Heia. Sofort.«

Unerwartet deutlich drangen ihre Worte zu ihm durch.

»Tut mir ... leid. War nicht so gemeint. Verzeih, cara mia ... mi dispiace«, nälste er und legte die Hände auf seinen schmerzenden Hinterkopf.